

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 46 (1990)
Heft: 2

Artikel: Sprachwissenschaftler suchen ihre Wurzeln
Autor: Anliker, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421570>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sprachwissenschaftler suchen ihre Wurzeln

Von lic. fil. Peter Anliker

Jedes Jahr führt das Mannheimer „Institut für deutsche Sprache“ (IDS) eine Jahrestagung durch, die unter einem Generalthema Einzelvorträge von rund einer Stunde Dauer mit nachfolgender Plenumsdiskussion umfaßt. In diesem Jahr standen 14 Referate und zwei Podiumsdiskussionen auf dem Programm.

Die Jahrestagung des IDS ist zwar öffentlich, doch nicht zuletzt ist einer ihrer Zwecke, Germanisten aus verschiedenen Ländern, die sich meist seit längerer Zeit kennen, immer wieder zum Gedankenaustausch, der natürlich auch informell am Rande und neben den Vorträgen stattfindet, zusammenzuführen. In diesem Jahr nahmen etwas über 400 Wissenschaftler aus 24 Ländern an der Jahrestagung teil.

Für manche bundesdeutsche Beobachter schien es schier unfaßbar, daß die Wissenschaftler auch vor dem Hintergrund der „deutschen Öffnung“ nichts Besseres zu tun wissen, als im 19. Jahrhundert nach den Wurzeln des heutigen Deutsch zu graben. Prof. Dr. Siegfried Grosse, der Präsident des Instituts für deutsche Sprache (IDS), wies jedoch vor der Presse darauf hin, daß eine gut vorbereitete — und das bedeutet: eine wissenschaftlich fundierte — Tagung eine Vorbereitungszeit von mindestens einem Jahr braucht. In der Tat legt der Wissenschaftliche Rat des IDS die Themen der Konferenzen jeweils schon zwei Jahre zum voraus fest. Während die Tagung des nächsten Jahres Fragen um die deutsche Syntax — also eher einem Spezialthema — gewidmet sein wird, werden im Jahr 1992, im Jahr der europäischen Einigung, aber sicher auch Fragen der — sprachlichen — deutsch-deutschen Einigung thematisiert werden. Primär geht es aber immer um die Interessen der Kongreßteilnehmer, also um den fachwissenschaftlichen Kenntnisaustausch. In diesem

Punkt war Grosse eindeutig der Auffassung, die diesjährigen Vorträge seien von vorzüglicher Qualität gewesen. Dieser Meinung schloß sich auch der in Zürich lehrende Professor Horst Sitta an, der sogar bekannte, ihm als Gegenwartssprachler hätten die Vorträge recht eigentlich die Wurzeln seines Untersuchungsgegenstandes erschlossen.

Auch soziologische Wurzeln

Selbstverständlich hat die Form des heutigen Deutsch auch mit den gesellschaftlichen Verhältnissen zur Zeit seiner Ausbildung zu tun. Sprachhistoriker müssen sich deshalb — das wurde an diesem Kongreß sehr deutlich — auch mit dem gesellschaftshistorischen Hintergrund des untersuchten Zeitraums befassen. In diesem Sinn waren denn am diesjährigen Kongreß auch nicht nur sprachhistorische Vorträge zu hören. In seinem Eröffnungsvortrag befaßte sich Dr. Willibald Steinmetz (Bielefeld) mit der Begriffsgeschichte des Bürgertums. Er zeigte anhand von Gesetzen, Aufrufen, Erlassen usw., wie die Begriffe „Bürger“ und „Bürgertum“ im 19. Jahrhundert im Zusammenhang mit der zunehmenden Teilnahme der Nichtadligen am öffentlichen Leben in Deutschland mit ihren — im großen ganzen noch heute gültigen — Inhalten gefüllt wurden. Solche eher soziologisch-politisch gefärbte Themen wurden während des Symposiums noch öfter angegangen. Gleich am ersten Tag sprach Prof. Dr. Klaus Mattheier (Heidelberg) über die „Standardsprache als Sozialsymbol“. Im 19. Jahrhundert ergab sich eine Teilung der deutschen Gesellschaft in „ungebildete“ Mundartsprecher (Bauern und Handwerker) einerseits und „gebildete“ Sprecher der Hochsprache (Beamte, Lehrer usw.). Mundartsprecher waren von den öffentlichen Ämtern ausgeschlossen, sie hatten durch ihre begrenzte schriftliche Kommunikationsfähigkeit durchgehend einen kleineren Anteil am öffentlichen Leben als die Schicht mit höherer Sprachkompetenz. Die Schule mit ihrer Prüfung des „richtigen“ Gebrauchs der Standardsprache trug zu einer Verkleinerung der Normtoleranz bei, was zu einer eigentlichen „Bildungsphilisterei“ führte. Der Mainzer Publizistikprofessor Prof. Dr. Jürgen Wilke sprach in seinem Referat zum Thema „Auf dem Weg zur Großmacht: Die Presse im 19. Jahrhundert“ ebenfalls eher soziologische Entwicklungen an. Sein Referat streifte die Entwicklung der Presse, die ihre moderne Form im Lauf des 19. Jahrhunderts erreichte, und ging auch auf die politische Kraft der Presse und die aus diesem Grund ausgeübte Pressezensur ein.

Interessante Podien

Die im letzten Jahr eingeführten Podiumsdiskussionen, die einen lebendigeren Disput unter den Wissenschaftlern herbeiführen sollten, waren teilweise erfolgreich. Deshalb waren dieses Jahr wiederum zwei Diskussionen angesetzt. Die erste befaßte sich mit der Sprachenpolitik gegenüber fremdsprachigen Minderheiten. Nach einführenden Beiträgen von Dr. Joachim Gessinger über die Sprachenpolitik Preußens, von Prof. Dr. Frédéric Hartweg über die Verhältnisse in Elsaß und Lothringen, Prof. Dr. C. J. Hutterer über die k. u. k. Monarchie, Dr. Heinz H. Menges über die polnischen Fremdarbeiter in den Ruhrzechen und Dr. Ulrike Kiefer über die Jiddisch-Sprecher versuchten die Referenten, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu finden. Selbstverständlich wurde in diesem Podium wie auch bei manchen Vorträgen der eher etwas willkürliche Rahmen des „19. Jahrhunderts“ nicht streng beachtet.

Soziolinguistische Fragen

Der zweite Tag war soziolinguistischen Fragestellungen gewidmet. Prof. Dr. Joachim Schildt sprach „Zu einigen Entwicklungstendenzen im politischen Wortschatz der deutschen Arbeiterbewegung“. Durch die Übernahme fremder Begriffe und fremder Bedeutungen bildete sich die deutsche Arbeiterklasse ihren eigenen politischen Wortschatz, der durch die Zeitungen der Arbeiterschaft, aber auch durch Schriften etwa Bebels oder der Luxemburg allmählich auch ins Bürgertum eindrang. Prof. Dr. Siegfried Grosse sprach über die Arbeitersprache im Ruhrgebiet. Mit Hilfe von Originaltexten aus Aktenstücken zeigte er vor allem Eigentümlichkeiten der Syntax von „Wenigschreibern“ auf; er sprach also über einen Gegenstand, der, gerade weil die Quellen rar sind, bis heute noch recht wenig behandelt wurde. „Zwischen Privatheit und Öffentlichkeit: Autobiografische Texte von Handwerkern“ lautete der Titel der Untersuchung von Dr. Isa Schikorsky über die Reiseerinnerungen von wandernden Handwerkern. Je nach Adressatengruppe, so zeigte die Kölner Wissenschaftlerin, war der Sprachgebrauch in solchen Reisetagebüchern sehr unterschiedlich, insbesondere wandelte er sich in der Zeit, als nicht mehr das unmittelbare Erleben, sondern das dokumentierende Erinnern vorrangig wurde. Dr. Angelika Linke wandte sich in ihrem Referat nicht der Arbeiterschaft zu, sondern dem „Sprachgebrauch des Bürgertums“. Die Sprachkultur, so führte sie aus, ersetzte im Bürgertum die Körper- und

Bewegungskultur des Adels; sie wurde in all ihren Erscheinungsformen zum Kulturgut. Der „richtige“ Gebrauch der grammatischen Formen, die „richtige“ Lautung, ja sogar der „richtige“ Inhalt des Gesprächs wurden nun von den bürgerlichen Kreisen gelernt und beachtet.

Im Podium des zweiten Tages ging es um „Die nationalpolitische Bedeutung der Germanistik“. Prof. Dr. Alan Kirkness, Prof. Dr. Ruth Römer und Prof. Dr. Hartmut Schmidt stellten dar, wie die Germanistik — oft von Nichtgermanisten — dazu mißbraucht wurde, durch die deutsche Sprache etwas wie einen deutschen „Volksgeist“ zu kreieren. Durch eine postulierte Hochwertigkeit der deutschen Sprache sollte auch das deutsche Volk eine höhere Stellung erhalten.

Einzelaspekte

Der dritte Kongreßtag war nicht unter ein Generalthema gestellt, sondern eher Einzelaspekten gewidmet. Prof. Dr. Helmut Koopmann sprach über „Die Vorteile des Sprachverfalls. Zur Sprache der Lyrik“. Er machte im 19. Jahrhundert vor allem zwei lyrische Strömungen aus: die Epigonendichtung, die durch Variationen vorhandener Bilder und Textfragmente immer neue Gedichte, immer abgegriffenere, schuf, und auf der andern Seite die Lyrik von Arbeitern, die durch die Aneignung der Formen, aber auch durch das Einbringen neuer Inhalte einen wirklich neuen Lyriktypus schaffen konnte. Über „Sprache und Antisemitismus“ sprach PD Dr. Dietz Bering. Solange die Juden in Gettos lebten, sprachen sie untereinander meist Jiddisch und beherrschten das Deutsche nur unvollkommen. Erst mit der Aufhebung der Gettos und der Assimilierung der Juden nahmen sie die deutsche Sprache an. Parallel dazu verlief der wirtschaftliche Aufstieg vieler jüdischer Familien. Dies bot einen besonderen, sprachlichen, Angriffspunkt für den Antisemitismus: sprachen die Juden nicht richtig Deutsch, hielt man sie für unfähig, sprachen sie es gut, nannte man sie modernistisch, sprachen sie Mundart, hielt man dies für ein Makel, während Mundart bei Ariern eine besondere Heimatverbundenheit zeigte. Erst in neuerer Zeit wurde das Jiddische überhaupt als eigene Sprache mit eigenem Wert anerkannt. „Sprachwissenschaft und öffentliche Sprachdiskussion. Wurzeln ihres problematischen Verhältnisses“ lautete das Thema des Referats von Prof. Dr. Walter Dieckmann. Den Sprachkritiker charakterisierte Dieckmann als besserwisserisch, selbstherrlich und unduldsam, als polemisch und fanatisch. An Einzelbeispielen, die im allgemeinen Sprach-

gebrauch durchaus auf zweierlei Arten gehandhabt werden, zeigt er auf, welches der „richtige“ Sprachgebrauch wäre — ohne sich dabei groß um sprachwissenschaftliche Erkenntnisse zu kümmern.

Dr. Gregor Kalivoda kam in seinem Referat „Parlamentarischer Diskurs und politisches Begehren“ auf den Sprachgebrauch im Parlament zu sprechen. Nicht so sehr einer speziellen parlamentarischen Sprache galt sein Interesse als vielmehr dem speziellen Einsatz der Sprache, um politische Anliegen durchzusetzen oder abzuwehren. „Gott — König — Vaterland“ als Triade der Gesellschaftsordnung und „Preußische Ehre — bürgerliche Pflicht — deutsche Treue“ als Triade des Wertsystems sind Beispiele für politisch außergewöhnlich stark besetzte Wörter, die im politischen Diskurs als erratische Blöcke eingesetzt werden können. Mehr auf statistischer Ebene bewegten sich die Ausführungen von Prof. Dr. Wolfgang Brandt zur „Gesetzessprache. Ergebnisse einer Reihenuntersuchung“. Er wies nach, daß im Verlauf des 19. Jahrhunderts die Sätze in den Gesetzestexten zwar immer kürzer wurden, daß Verständlichkeit und Einfachheit aber nicht größer wurden, weil gleichzeitig die Nominalisierungen bedeutend zunahmen, auch die Wörter wurden länger, insbesondere kamen immer mehr Komposita vor. Die Gesetzessprache wurde dadurch immer präziser. Der Satz wurde zwar kürzer, aber die Syntax immer komplexer, die „Schachteln“ (Periodenkonstruktionen) komplizierter, „tiefer“. Dr. Ulrich Püschel ging in seinem Referat über „Journalistische Textsorten“ noch einmal auf die Entwicklung der Presse überhaupt ein und zeigte, wie sich dadurch auch die Sprache der Presse änderte und entwickelte. Die längeren Texte nahmen zu, ebenso der Umfang der einzelnen Ausgabe, und es wurde nun nötig, die Zeitung klarer zu gliedern, damit der Leser sie selektiv lesen konnte. So wurde zunächst die Nachricht vom längeren, kommentierenden Bericht getrennt, und die Wandlung von der Nachrichten- zur Meinungspresse brachte die Entwicklung der heutigen journalistischen Textsorten mit sich. Zum Abschluß des Kongresses konnte man sich als besonderen Leckerbissen das Referat von Dr. Wolfgang Teubert „Zur Entstehung des Begriffs ‚Schuldgefühl‘. Ein Beitrag zur Konzeptgeschichte“ anhören. Teubert sprach mit Witz und großem Kenntnisreichtum über die Entwicklung dieses erst im 19. Jahrhundert entstandenen Begriffes.